

Zusammenfassung: Argumentation und Erkenntnisse ...	234
Die Materialität der Postwachstumsgesellschaft	234
Routinen des spätmodernen Selbst	235
Sinn- und Bedeutungszusammenhänge im Selbermachen	237
	
Reflexion	238
	
Grenzen der Untersuchung	242
	
Abschlussbetrachtung – Design als Vermittlerin	
einer Welt im Wandel	244
Kritik der Moderne	247
Sinnproduktion in einer Welt im Wandel	248
Ontologische Umordnung	249
	
Beitrag zur Design(kultur)forschung und Ausblick	251
Designethnografie	251
Deutschsprachige Designforschung	253
	
Ausblick	254

Schluss

In dieser Arbeit habe ich mich mit Projektgemeinschaften beschäftigt, die durch ihre Aktivitäten zu einer ökosozialen Transformation beitragen wollen. Sie sind Teil einer aktiv geführten Postwachstumsdebatte, die den gesellschaftlichen Umbau spätmoderner, wachstumsorientierter Lebensweisen fordert. Die Untersuchung fiel auf den ereignisreichen Zeitraum 2018 bis 2022, in der die Covid-19-Pandemie, eine drohende Klimakrise und der Angriff Russlands auf die Ukraine das öffentliche Bewusstsein geprägt haben. Die Erfahrung multipler Krisen hat seitdem keineswegs abgenommen, sondern sich weiter verstärkt und damit auch eine empfundene Dringlichkeit, etwas tun zu wollen, um mit der gesellschaftlichen Destabilisierung umzugehen.

In einer ethnografischen Studie, ausgehend von der Gemeinschaft WBZ, lag mein Beobachtungsinteresse insbesondere auf den kreativen und teilhabeorientierten Praktiken der Gemeinschaft und ihrem Netzwerk. Das Ziel der Untersuchung war es herauszufinden, wie die beabsichtigte Transformation gestalterisch praktiziert wird und wie sich dabei die Vision einer Postwachstumsgesellschaft in Prototypen materialisiert. Daraus haben sich für die Untersuchung folgende Fragen ergeben: Was ist die Vision einer Postwachstumsgesellschaft, welche Aspekte charakterisieren sie? Wie wird sie praktiziert, worin zeigt sie sich materiell? Was sind die Herausforderungen der Gegenwart und wie werden sie verhandelt? Welche Rolle spielt das Prototyping dabei? Wie verändert sich vor diesem Hintergrund die Praxis des Entwerfens?

Um zu erkunden, wie die gesellschaftliche Transformation im und durch Design wirkt, habe ich über einen Zeitraum von vier Jahren mehrere Stationen besucht, an denen die Postwachstumsdebatte geführt wurde. Dafür habe ich mir einen Camper-Van ausgebaut und so ein ausgedehntes soziales Feld der urbanen Zukunftslabore im ländlichen Raum Nordostdeutschlands erschlossen. Durch den explorativen Ansatz konnte ich nicht nur auf

unvorhergesehene Ereignisse reagieren, wie die Pandemie oder spontane Begegnungen. Es haben sich auch weitere Fragen eröffnet, etwa zum Leben auf kleinem Raum oder zur geografischen und kulturellen Verortung der Postwachstumsdebatte. In meiner Argumentation habe ich den Camper-Van daher als Methode gerahmt, mit der ich die Postwachstumspraktiken räumlich und körperlich erfahren habe. Als erfinderische Methode (Lury/Wakeford 2012), die gerade die Erfindung ihres Problems zur Methode macht, ermöglichte mir der Van, einen multiplen Erkenntniszugang zum Untersuchungsgegenstand zu eröffnen und die Fragestellung im Laufe der Untersuchung erst zu entwickeln.

Die Lebensentwürfe jenseits von Wachstum entstanden vorrangig im ländlichen Raum. Sie sind von einem urbanen Lebensstil geprägt, bauen auf den Möglichkeiten digitaler Vernetzung auf und betonen ein erhöhtes Umweltbewusstsein. In den Projekten verwischen sich die etablierten gesellschaftlichen Grenzziehungen von Produktion und Konsum, Stadt und Land, Arbeit und Freizeit. Interessant war hier zu beobachten, dass trotz der heterogenen Ansätze, die die Gemeinschaften verfolgten – Open Source, Permakultur, Coworking, Making, Hacking usw. –, sie eine gemeinsame Vision einer Postwachstumsgesellschaft teilten. Dass dafür der ländliche Raum Nordostdeutschlands produktiv gemacht wurde, ist kein Zufall. Eine problematische Nachwendepolitik und ihre Folgen der Abwanderung haben viel Leerstand hinterlassen, der nun den nötigen bezahlbaren Freiraum bietet.

Der entscheidende Punkt für diese Untersuchung lag jedoch in der Beobachtung der gestalterischen Praktiken, mit denen die Projektgemeinschaften der Transformation eine Form geben wollten. Denn die Objekte – die Prototypen, Modelle und Zeichnungen –, die sie schufen, standen in ihrer spielerischen und amateurhaften Erscheinung im starken Kontrast zur Komplexität der sprachlich formulierten Zukunftsvision. Die Spannung zwischen den arglosen und effektarmer Modellen einerseits und dem umfassenden Programm des Postwachstumsdiskurses andererseits erzeugte einen scheinbaren Widerspruch in den Aktivitäten der Projektgemeinschaften. Mit der Dissertation habe ich diese Spannung sichtbar gemacht, jedoch ging es mir nicht darum, ihre Widersprüche aufzulösen. Stattdessen habe ich argumentiert, dass in den DIY-Praktiken der Gemeinschaften ein generelles Umdenken liegt. Es ist der Versuch, mit der Welt anders in Beziehung zu treten und die Dinge – technische Errungenschaften, Baustoffe, gebaute Strukturen wie Häuser und Infrastrukturen, soziale Räume – neu zu ordnen und neu zu verstehen.

In der Arbeit habe ich gezeigt, dass es den Akteur:innen nicht allein um das Erschaffen eines konkreten Gesellschaftsentwurfs geht, einer Blaupause für eine mögliche Zukunft, sondern auch darum, im Anblick multipler Krisen zu verstehen, was gerade passiert. Im gesellschaftlichen Prototyping der Zukunftslabore fanden die Akteur:innen mit den eigenen Händen und durch die Verwendung einfacher Werkzeuge, wie Hammer, Säge, 3D-Drucker oder Buntstifte, ihren Zugang zur Komplexität der Gegenwart. Das hat mich zu der Annahme gebracht, dass die Postwachstumspraktiken weniger der Optimierung der Gegenwart dienen – dem Entwerfen von etwas Neuem oder Besseren, wie es der Designdiskurs der Moderne gewohnt ist. Anstelle von wachstumsorientiertem Fortschritt und Innovation tritt eine Lowtech-DIY-Transformation, die versucht, Fortschritt von Wachstum zu entkoppeln. Dafür erarbeiten sich die Macher:innen im gemeinsamen Tun, also der sinnlich-körperlichen Auseinandersetzung mit den möglichen Anforderungen einer Postwachstums-gesellschaft, überhaupt erst ein mögliches, zukünftiges Handlungswissen. Hier dient das Motiv der Veränderung im Design den Projektgemeinschaften der Neuordnung des Bestehenden und dazu, einen präreflexiven Zugriff auf die Fragen der Gegenwart zu erlangen. Die selbstgemachten Prototypen ermöglichen hier ein körperliches, sinnliches Verstehen und das Aushandeln einer kollektiven Vision, für die es noch keine passenden Worte gibt. Das macht die Prototypen und die damit verbundenen gestalterischen Praktiken zu Vermittlern des Wandels.

In der Argumentation bin ich grob dem Erkenntnisprozess der Studie gefolgt. Mein Fokus lag dabei auf den gestalterisch-entwerfenden Praktiken der Projektgemeinschaften. Anhand von drei Diskussionsfeldern – Zukunft, Selbst, Machen –, die sich im Laufe der Untersuchung als Schlüsselbereiche der Postwachstumspraktiken herauskristallisiert haben, habe ich ausgehend vom gesammelten Material unterschiedliche Aspekte der Fragestellung entfaltet. Im ersten Kapitel *Zukunft* habe ich die Postwachstumsvision ausgelegt und gezeigt, welche Zukunft die Projektgemeinschaften imaginieren. Im zweiten Kapitel *Selbst* habe ich die Herausforderungen diskutiert, die dabei be- und entstehen, wofür ich das Selbst als Gegenthese der Postwachstumsvision gekennzeichnet habe. Im dritten Kapitel *Machen* habe ich beide vorangegangenen Felder zusammengebracht und untersucht, wie Zukunftsvision und spätmoderne Anforderungen im Machen praktisch verhandelt werden. Über die Kapitel hinweg habe ich mich einer Beantwortung der Frage nach der Vision einer Postwachstums-

gesellschaft und ihrer Materialisierung in Prototypen angenähert. Im Folgenden werde ich die Argumentation und die gewonnenen Erkenntnisse zusammenfassen.

Zusammenfassung: Argumentation und Erkenntnisse

Die Materialität der Postwachstumsgesellschaft

Im Kapitel Zukunft habe ich umrissen, wie die Projektgemeinschaften die Vision einer Postwachstumsgesellschaft praktizieren. Um mich der Beantwortung der Forschungsfrage zu nähern, habe ich in diesem ersten Kapitel zunächst den empirischen Rahmen meiner Argumentation gesetzt. Entlang mehrerer Beispiele aus meinem gesammelten Material habe ich eine soziale Landschaft der ökosozialen Transformation nachgezeichnet, die sich mir durch meine Forschungsbewegung aufgetan hat. Es ist ein geografisch ausgedehntes Feld an Projektgemeinschaften, sozialen Netzwerken und Initiativen, jedoch kein abgeschlossenes Feld oder eines, das sich Jahre später auf die gleiche Weise beschreiben ließe. In ihren Aktivitäten entwerfen die Akteur:innen eine für sie wünschenswerte Zukunft. Die Projekte wie auch ihre Netzwerke entwickeln sich dabei kontinuierlich weiter. Trotz der unterschiedlichen Praktiken und Organisationsformen, die die Gemeinschaften annehmen, habe ich sie unter dem Überbegriff der Zukunftslabore gefasst. Damit habe ich eine Setzung vorgenommen, die eine zu enge Definition von Reallaboren erweitert. Wider die Vorstellung klar abgrenzbarer und zeitlich fassbarer Projekte beziehe ich auch offene und weniger gefestigte Strukturen wie Netzwerke, Initiativen und Interessensgemeinschaften in meine Betrachtung mit ein. Damit zeige ich auf, dass sie ebenfalls als Akteure der Transformation wirken.

In der Untersuchung wurde deutlich, dass die Postwachstumsvision ein Gegenentwurf zu einer spätmodernen Lebensweise ist. Das zeigte sich etwa in den Prototypen, die entstanden, den Artefakten, die den Alltag begleiteten, den räumlichen Arrangements, in denen das Aushandeln stattfand, oder auch in den Grundstücken selbst. Sie waren so konfiguriert, dass sie ein Umdenken im Handeln provozierten. Die Schlafkojen im geteilten Schlafsaal oder im Blumenhaus irritierten die gewohnten Lebensweisen und Routinen des Eigenheims, der Cowork-Container trennte den Arbeitsplatz von dem/der Arbeitgeber:in, und auch in den Postwachstumspraktiken des Selbermachens wie dem Anlegen eines Gartens, dem Reparieren von Elektrogeräten oder dem

Entwerfen einer kleinen Wohneinheit zeigte sich der Versuch, bestehende Handlungsmuster umzubauen. Zukunft, als solche empirisch nur schwer greifbar, wurde von den Projektgemeinschaften zu einem verhandelbaren Gegenstand gemacht. Um diese gebauten Zukunftsvisionen zu fassen, habe ich das gesammelte Material ausgelegt und gezeigt, was da ist. In einzelnen Facetten habe ich die Postwachstumsvision nachgezeichnet und dabei die Vielschichtigkeit der Ansätze sichtbar gemacht.

In der Auslegung des Materials zeigten sich für die Praxis des Selbermachens etwa Einflüsse eines neuen Unternehmertums, Prägungen einer westdeutschen Soziokultur und einer ostdeutschen Subsistenzwirtschaft. Diese Überlagerung kultureller Traditionen machte die lokale Situierung der Praktiken deutlich, aber auch die Komplexität der Debatte. In der Vieldeutigkeit des Postwachstumsbegriffs deutete sich daher bereits eine erste Spannung an: Ich habe gezeigt, dass die Aktivitäten der Projektgemeinschaften sehr verschiedenartig sind, ebenso wie die Hintergründe der Akteur:innen. Das scheint eine gemeinsame Betrachtung zunächst schwierig zu machen. Doch hierin liegt ein zentraler Punkt meiner Argumentation, denn trotz der Heterogenität der Ansätze verbindet die Projektgemeinschaften ein gemeinsames Verständnis davon, was eine lebenswerte Zukunft für sie ist und wie sie diese erreichen wollen. Die Projekte, so unterschiedlich sie sind, vereint die Vorstellung, durch das eigene Handeln, mit den eigenen Händen (DIY) die gewohnten Muster spätmoderner Lebensweisen, ein wachstumsorientiertes Konsumverhalten und bestehende Produktionszyklen aufbrechen zu können. Der eigene Handlungsspielraum steht dabei in deutlichem Kontrast zu der umfassenden Vision, die gefestigten gesellschaftlichen Distinktionen von Stadt-Land, Arbeit-Freizeit, Produktion-Konsum, innen-außen umzubauen. Diesen zentralen Konflikt meiner Beobachtung vertiefte ich im zweiten Empiriekapitel.

Routinen des spätmodernen Selbst

Im Kapitel Selbst habe ich anhand eines mehrtägigen Workshops die Figur des Selbst konturiert. Es ist eine Figur, die sich durch ein spätmodernes Anforderungsprofil auszeichnet und sich an Leistung, Effizienz, Individualisierung und Fortschritt misst. In einer solchen wachstumsorientierten Haltung sehen die Projektgemeinschaften den Auslöser für die gegenwärtigen und kommenden Krisen. Daher versuchen sie mit der Postwachstumsvision ein Gegenmodell zu entwerfen. Ich habe die Figur des Selbst daher als Gegenthese zur Postwachstumsvision gezeichnet. An ihr habe ich

versucht aufzuzeigen, was die Projektgemeinschaften einerseits motiviert, sich für einen gesellschaftlichen Umbau zu engagieren, und andererseits, worin die größte Herausforderung dieses Vorhabens liegt. Denn trotz einer grundlegenden Kritik im Diskurs treten die spätmodernen Handlungsmuster immer wieder in den Praktiken der Akteur:innen hervor. Als verkörperte Routinen entziehen sie sich mitunter dem reflexiven Zugriff. Diese Spannung von diskursiver Kritik und impliziter Weiterführung erzeugt zunächst einen Widerspruch in den Aktivitäten der Projektgemeinschaften: Im Selbermachen versuchen sie handlungsfähig zu werden, bedienen damit aber die wachstumsorientierte Figur des Selbst.

Der Workshop diente mir als ein Brennglas, in dem sich meine Beobachtungen im Feld verdichten und beispielhaft diskutieren ließen. In der detaillierten Auslegung der einzelnen Übungen habe ich die Spannung zwischen der Postwachstumsvision und dem Selbst verdeutlicht. Die Perspektive eines neoliberalen Freiheitsdispositivs ließ die kreativen Übungen, die auf einen Umbau des Selbst abzielten, in eine Sackgasse laufen, da auch ein Bruch mit den Routinen des Selbst letztendlich nur der eigenen Optimierung und Wertschöpfung dienen würde. Diese Perspektive ist Grundlage für eine umfassende Kritik der Kultur- und Sozialwissenschaften an der Postwachstumsdebatte. Ich habe daher problematisiert, dass der Postwachstumsdiskurs vor allem innerhalb einer unauflösbaren Kapitalismuskritik geführt wird. In der teilnehmenden Beobachtung zeigte sich hingegen eine höhere Komplexität jenseits spätmoderner, humanistischer Erklärungsmodelle. Die Rahmung durch den Diskurs, so mein Argument, verkürzt die Postwachstumsdebatte, weshalb ich vorgeschlagen habe, eine praxeologische Analyse in die Betrachtung miteinzubeziehen. Dadurch konnte ich auch präreflexive Ansätze wie die Betonung des Körpers oder ein vorbewusstes Wissen in der Diskussion berücksichtigen, die der Bildung eines Diskurses zuvorkommen.

In diesem Kapitel ging es mir darum, die Spannungen und Widersprüche der Postwachstumsdebatte deutlich zu machen. In der Praxis des Selbermachens habe ich eine Haltung von Selbstwirksamkeit und die Projizierung der globalen Herausforderungen auf den eigenen unmittelbaren Handlungsraum beobachtet. Das waren insbesondere ein wachstumsorientiertes Weltbild, die Leistungsanforderungen der Spätmoderne und eine soziale Verunsicherung durch multiple Krisen. Zur Beantwortung der Leitfrage war das eine wesentliche Auslegung, da in der Diskussion des Selbermachens gleichzeitig auch die Herausforderungen

sichtbar wurden, denen die Teilnehmenden im Workshop begegneten. Während es klar schien, welche Brüche im Diskurs wichtig sind, um eine alternative Zukunft, hier eine Postwachstumsgeellschaft, zu formen, war die Suche nach neuen Handlungsmustern und einem anderen Umgang mit den Krisen der Gegenwart weniger eindeutig. Durch den Einbezug der Praktiken in die Untersuchung konnte ich einerseits die Postwachstumsdebatte und die Kritik an ihr umfassender betrachten, und andererseits hat sich durch den Einbezug der Praktiken die Grundlage der Debatte verschoben. In einer reflexiven Repositionierung meiner Forschungsperspektive habe ich daher zum Ende des Kapitels die Überlegung formuliert, dass in den Postwachstumspraktiken ein grundlegendes Umdenken liegen könnte, das die Spannung zwischen Postwachstumsvision und der Figur des Selbst untergräbt.

Sinn- und Bedeutungszusammenhänge im Selbermachen

Im Anschluss an die Überlegung des vorangegangenen Kapitels habe ich im Kapitel Machen anhand von drei Prototypen diskutiert, wie die Projektgemeinschaften ihre Visionen einer Gesellschaft jenseits von Wachstum verhandeln. Der 3D-Drucker, die Komposttoilette und der Inselgarten haben mir als Diskussionsgrundlage gedient, um verschiedene Facetten der Aushandlung zu beleuchten. In ihnen, so mein Argument, materialisierte sich der kollektive Aushandlungsprozess, manifestierte sich aber auch die Spannung zwischen dem holistischen Anspruch der Vision und dem praktischen Handlungsspielraum. Die Prototypen erschienen in ihren simplen Funktionsweisen und ihrer DIY-Ästhetik des Unfertigen eher unproduktiv und wirkungslos, dennoch entstand mit ihnen ein krisenspezifisches Wissen. Das Erkenntnisinteresse in diesem Kapitel lag daher im praktischen Vollzug der Postwachstumsdebatte, im Machen der Akteur:innen, in dem sie Zukunftsvision und Selbst verhandelten.

Für die Diskussion habe ich die Prototypen in ihren soziomateriellen Kontexten betrachtet, aus denen sie heraus entstanden sind und in die sie eingebettet wurden. Weder kamen sie aus dem Nirgendwo, sie waren nicht ahistorisch, noch waren sie frei von gesellschaftlichen Anschauungen und Machtdynamiken. In den Prototypen überlagerten sich unterschiedliche kulturelle Traditionen und Prägungen, die eine gesellschaftliche Komplexität, aber auch die lokale Situiertheit der Debatte abbildeten. Anhand der Objekte und ihres Entstehens wurde sichtbar, dass ihre funktionelle Einfachheit und ästhetische Unschlüssigkeit nicht das Ergebnis von handwerklichem Unvermögen waren, sondern intendiert.

Wie ich schon im zweiten Kapitel vorbereitet hatte, habe ich hier das Argument weitergeführt, dass das Selbermachen dem Umgang mit gesellschaftlicher Komplexität und Ungewissheit diene. Im Machen erzeugten die Projektgemeinschaften ein eigenes praktisches Erfahrungswissen darüber, mit den Ungewissheiten der Gegenwart umzugehen. Die Zukunftsvorstellungen wurden im gemeinsamen Prototyping erst gebildet. Durch die strukturelle Offenheit und interpretative Flexibilität der Objekte wurden entgegenlaufende Ansichten zusammengebracht, ohne aufgelöst werden zu müssen. Gerade dieser Punkt war in meiner Argumentation entscheidend, da ich hier eine Bedeutungsverschiebung beobachten konnte. Die Prototypen traten hier als Vermittler auf. Ihre unfertige Erscheinung bildete diese Suche ab, wie auch die Annahme, dass es keine letztendliche Lösung für die Zukunftsfrage geben kann.

In diesem Kapitel stand konkret das Wie der Leitfrage im Vordergrund. Ich habe das Selbermachen als eine körperliche Praxis gerahmt, in der die Akteur:innen der Projektgemeinschaften Gewusstes und Ungewusstes, Vision und Gegenwart, Zukunft und Selbst miteinander praktisch verhandeln. Das materielle Imaginieren der Projektgemeinschaften entzieht sich der Vorstellung etablierter, humanistischer Gestaltungspraktiken, wonach das Entwerfen ein konkretes Ziel verfolgt. Hierin begründet sich auch meine Annahme, mit der ich den Kontrast zwischen der Postwachstumsvision und den effektarmen Modellen deute. Erst im Machen entwarfen die Akteur:innen neue Sinn- und Bedeutungszusammenhänge und konnten (sprachlich) formulieren, worin das gemeinsame Verständnis einer Postwachstumsvision liegt. Die Prototypen dienten somit mehr dem Verstehen als dem Planen. Damit erfährt das gestalterische Motiv der Veränderung im Kontext der Postwachstumsdebatte einen Bedeutungswandel: In ihren Aktivitäten richten die Projektgemeinschaften den Blick auf die Zukunft, sie ist der zentrale Grund, warum sie sich gegründet haben. Durch ihr eigenes Handeln versuchen sie die Zukunft zu gestalten, allerdings nicht, um Bestehendes zu verbessern, sondern um neue Sinn- und Bedeutungszusammenhänge zu schaffen – um von hier aus anders abzubiegen – und kommende Krisen abzuwenden.

Reflexion

Über die drei Empiriekapitel habe ich ausgelegt, wie in Zukunftslaboren die Vision einer Postwachstumsgesellschaft erprobt wird. Ich komme zu dem Schluss, dass Projektgemeinschaften den

ländlichen Raum nutzen, um vielfältige Facetten einer urbanen Gesellschaft des Weniger zu erproben. Dafür versuchen sie, mit gewohnten, spätmodernen Handlungsmustern zu brechen. Im Selbermachen, einer Praxis unterschiedlicher kultureller und sozialer Prägungen, entstehen Prototypen, die der Vermittlung heterogener Sichtweisen und dem kollektiven Verhandeln von Widersprüchen dienen. Anhand der Prototypen wurde deutlich, dass eine Postwachstumsvision nicht nur weniger Wachstum bedeutet, sondern auch der Versuch einer ontologischen Neuordnung ist. Die Akteur:innen suchen im Selbermachen nach einem körperlichen Zugang zu einer Welt im Wandel. Die Argumentation weist aber auch Lücken auf. So könnte man die Frage stellen, ob nicht im Ermöglichen von Zukunft, wie ich es unter anderem als ein Tun von Nachhaltigkeit oder im Bauen von Zukunft diskutiert habe, bereits ein grundsätzlich modernistisches Denken steckt. Das Abwenden von einem modernistischen Vorwärtstreben der Postwachstumsdebatte verlöre hier an Glaubwürdigkeit.¹

1 Der Designtheoretiker Tony Fry (2009, 2020) fordert daher ein *defuturing* (Entzukunft) gestalterischer Praktiken.

Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive lässt eine widersprüchlich praktizierte Kapitalismuskritik oder ein Ausrichten an Fragen der Zukunft trotz Kritik an einer wachstumsorientierten Spätmoderne die Postwachstumsdebatte zweifelhaft dastehen. In dieser Arbeit habe ich einige Spannungen deutlich gemacht, aber bei weitem nicht alle. Ähnlich wie die Betrachtung der Kapitalismuskritik gehören solche Widersprüche zum zähen Prozess eines gesellschaftlichen Reflexions- und Aushandlungsprozesses und werden von den Akteur:innen selbst wahr, aber auch hingenommen. Entscheidend ist, dass die Spannungen im akademischen Diskurs weitaus widersprüchlicher – und damit problematischer – erscheinen, als dass ihre Widersprüchlichkeit für die Akteur:innen im Feld ein Problem darstellen würde. Es ist daher nicht mein Anliegen, die Aktivitäten der Projektgemeinschaften grundsätzlich infrage zu stellen oder die Akteur:innen auf Inkonsistenz ihres Handelns hinzuweisen. Vielmehr möchte ich genau diese Spannungen als Spiegel der Gegenwart auslegen und trotz der Widersprüchlichkeit die Bedeutung der Postwachstumspraktiken sehen: Eine dreihundertjährige Entwicklung der Moderne wird nicht mit einem Workshop oder Tiny House beendet, kann aber infrage gestellt werden.

Die Methode, durch die ich den Gegenstand und die Fragestellung erst im Laufe der ethnografischen Beobachtung herausgearbeitet habe, hat einen hierfür notwendigen unvoreingenommenen Blick auf das Feld ermöglicht. Weder wusste ich zu Beginn, was mich genau erwartet, noch was ich genau suche. Dadurch

habe ich einen *Deep Dive* in die Welt der Postwachstumsdebatte gemacht und mich mit Fragen zu Umweltschutz, Ökolandbau, Regionalpolitik, Netzwerktechnologien, Designgeschichte und gesellschaftlicher Teilhabe auseinandergesetzt. Ebenso schwer war es aber auch, aus diesen faszinierenden Lebens- und Denkwelten wieder aufzutauchen und einen kritischen, distanzierten Blick einzunehmen. Die Gefahr lag darin, in das Gegenteil, eine völlige Ablehnung und Infragestellung, zu verfallen. Das Ausbalancieren von Nähe und Distanz war daher nicht nur eine Angelegenheit der ethnografischen Untersuchung, etwas, was im Feld relevant ist, sondern genauso wichtig in der Ausarbeitung meiner Argumentation. Denn eine renitente, ablehnende Haltung einzunehmen und sich damit über den Forschungsgegenstand zu stellen, erscheint aus der wissenschaftlichen Distanz verführerisch, wird den Menschen, mit denen ich zu tun hatte, aber nicht gerecht.

Die Wahl einer erfinderischen Methode wirft aber auch selbst Fragen auf. Durch das fortlaufende Zusammensetzen von Beobachtungen, Begegnungen und Fragmenten wird die Fragestellung von unten aufgebaut. Das schrittweise Vorgehen hat mir einerseits ermöglicht, unter Einbezug unvorhersehbarer Ereignisse das Selbermachen als Problematik der Postwachstumsdebatte zu erarbeiten. Die Pandemie, sich häufende Umweltkatastrophen und politische Instabilitäten gehören nicht nur zur Lebenswelt der Projektgemeinschaften, sondern haben ein gesamtgesellschaftliches Umdenken angestoßen. Während der fünf Jahre, in denen diese Arbeit entstanden ist, ist das Bewusstsein einer Welt im Wandel von einem Nischeninteresse in die öffentliche Wahrnehmung getreten und hat das Interesse an Postwachstumspraktiken zugenommen. Andererseits hat die erfinderische Methode und das fortlaufende Zusammensetzen meines Forschungsgegenstands eine permanente Selbstverortung gefordert. Dadurch habe ich den „Blick von oben“ etwas aus den Augen verloren. In der Auslegung des Materials, nach Abschluss der Untersuchung, sind daher Lücken sichtbar geworden, die ich aus zeitlichen und finanziellen Gründen hinnehmen musste. Diese Aspekte, etwa wie die Gemeinschaften selbst in der Region wahrgenommen und verortet werden, wären zwar im Kontext der Fragestellung interessant, konnte ich aufgrund der Materiallage aber nur anschnitten. Hier wäre eine Vertiefung der Forschung von großem Gewinn.

In meinen Ausführungen lag der Fokus vor allem auf den beobachtbaren Praktiken und sinnlichen Eindrücken im Feld, etwa dem Sortieren von Linsen, dem Zeichnen von Visionen usw. Meine eigenen Beobachtungen überwiegen und nur vereinzelt habe ich

direkte Äußerungen von Akteur:innen eingebaut. Dadurch kommen die Stimmen, Meinungen und Innenansichten anderer Teilnehmer:innen teilweise zu kurz. Zum einen ist das methodisch begründet: In meinem explorativen Vorgehen gab es zunächst keine konkrete Fragestellung. Ich habe meine Feldnotizen angereichert mit allerlei Beobachtungen, in denen noch nicht klar war, wo es später in der Auswertung hingehen könnte. Diese Offenheit gegenüber dem Gegenstand war entscheidend, um mich vor Ort auf das Geschehen einzulassen und irritieren zu lassen. So habe ich zwar viele Gespräche im Feld geführt, sie aber nicht aufgenommen, sondern in Notizen festgehalten.

Zum anderen lässt sich das Zurückstellen von Stimmen aus dem Feld argumentativ begründen. In der Arbeit habe ich versucht, die stummen Dinge, etwa die Artefaktkonstellationen im Kapitel Zukunft, in gleicher Weise sprechen zu lassen wie die menschlichen Akteure. Meine Absicht war es, den Fokus auf die stummen Prozesse der Designpraxis zu lenken. Für die Auswertung habe ich den Fokus daher bewusst auf das Nicht-Gesprochene gelegt. Damit formuliere ich ein gestalterisch-praxeologisches Argument und versuche aus der Betrachtung der Designpraxis heraus, Materialitäten und Praktiken vor Sprache zu betonen. Die scheinbar stummen Akteur:innen waren also durchaus eine bewusste Entscheidung, die auch etwas mit der Argumentation der Arbeit zu tun hat. Da meine Stimme und, noch viel mehr, die der Theorien aber sehr laut sind, ist dieser Ansatz vielleicht nicht ganz stringent gewesen. Weiter wäre es auch sicherlich erkenntnisreich gewesen, die atmosphärischen Schwankungen und Spannungen weiter herauszuarbeiten, die das Selbstdesign brüchiger und widersprüchlicher machen.

Die Untersuchung hat mich mit vielen wissenschaftlichen Beschäftigungsfeldern in Berührung gebracht, unter anderem mit der Geschichte der Ökologie und Umweltbewegungen, mit Diskursen der Zukunftsforschung, Methoden der STS, mit Ansätzen posthumaner Designtheorien oder einer transdisziplinären Designanthropologie. Der Fokus auf die Praktiken und die Rahmung meiner Beobachtungen in einer designkulturellen Fragestellung hat daher andere, ebenfalls interessante Perspektiven auf das Feld ausgeschlossen. Dennoch wird die inter- und transdisziplinäre Beschäftigung an vielen Stellen im Text deutlich, was mitunter zu einer mäandernden Argumentation führt, die viele Nebenschauplätze versucht miteinzubeziehen, jedoch eine designkulturelle Betrachtung verwässert. Hinzu kommt, dass der praxistheoretische Ansatz sich bereits während des Auslegens im Methoden-

kapitel relativiert, da er dazu neigt, ahistorisch zu argumentieren, und sich umständlich um die Diskussion der Diskurse windet. Daher habe ich bereits zu Beginn der Arbeit meine argumentative Rahmung erweitert und eine diskursanalytische Perspektive mit in die Betrachtung einbezogen. Erst die Verschränkung ver- rät etwas über den Gegenstand im Entstehen, unterwandert aber das eigentliche praxeologische Paradigma, wonach Sozialität erst durch das wiederholte Aufführen von Praktiken stabilisiert wird. In dieser Auslegung ist es gerade der Bruch mit dem Gewohnten, der ein gemeinsames soziales Verständnis bildet.

Grenzen der Untersuchung

In der Untersuchung gab es aber auch einige limitierende Faktoren. Die Auswahl der Fallbeispiele beschränkte sich im Wesentlichen auf eine Gemeinschaft und ihr Netzwerk. Durch das induktive Vorgehen konnte ich mich zwar intensiv mit den Aktivitäten, Interaktionen und Anschauungen einer Gemeinschaft auseinandersetzen, allerdings bildet die reduzierte Auswahl nicht vollständig die Transformationsbewegungen in Nordostdeutschland ab. So gibt es eine Vielzahl an Projekten, die weitere Schwerpunkte gesetzt haben und die das gezeichnete Bild der urbanen Zukunftslabore im ländlichen Raum weiter ausbilden würden. Gerade in Gegenden wie dem Sächsischen Elbland, der Lausitz, der Uckermark oder Vorpommern sind ähnliche Projekte zu finden, die wiederum auf eigene soziale und politische Herausforderungen vor Ort reagieren. Die Wahl einer erfinderischen Methode war hier ein erkenntnisreicher Einstieg, um das heterogene Feld erfassen und diskutieren zu können. Allerdings lassen sich die Ergebnisse der Untersuchung nicht verallgemeinern bzw. reproduzieren. Dieser Punkt liegt nicht nur an der Wahl der Methode, sondern auch an der Schnelllebigkeit der Transformationsinitiativen selbst, die, auch wenn sie über viele Jahre Bestand haben, sich permanent weiterentwickeln.

Ein weiterer limitierender Faktor ist der begrenzte Zeitraum der Untersuchung. Die Beobachtungen fanden hauptsächlich zwischen Frühjahr 2019 und Herbst 2022 statt. Auf das politische Weltgeschehen, auf Umweltkatastrophen, Pandemie usw. haben die Projekte auf unterschiedliche Weise reagiert, etwa durch eine thematische Ausrichtung von Workshopangeboten oder zu verhandelnde Fragestellungen beim Prototyping. Allein in diesem kurzen Zeitraum von dreieinhalb Jahren haben sich sowohl das Weltgeschehen als auch das Feld rasant und permanent gewandelt. Im Rahmen meiner Doktorarbeit musste ich meine Betrachtung

zeitlich begrenzen. Inwiefern die jüngsten Ereignisse wie Rohstoffverknappung, Krieg in der Ukraine und Nahost, ein Erstarren rechtspopulistischer Parteien in Europa oder die Beschlüsse der Weltklimakonferenz das Handeln der Projektgemeinschaften beeinflusst haben, bleibt offen. Ebenso die Frage, wie die Projekte sich selbst weiterentwickelt haben, gewachsen sind oder beendet wurden. Die Studie ist im Wesentlichen eine Momentaufnahme eines ganz bestimmten soziopolitischen Augenblicks einer sich schnell verändernden Welt.

In dieser Arbeit lag mein Fokus vor allem auf den gesellschaftlichen Unsicherheiten und ihrer Verhandlung, weniger auf den konkreten Einflüssen und Auswirkungen politischer, sozialer oder ökologischer Ereignisse auf die Lebensrealität der Akteur:innen. Die Pandemie, als eines von mehreren unvorhergesehenen Ereignissen, hatte dennoch eine deutliche Auswirkung auf die Untersuchung. Der ursprüngliche Forschungsplan musste mehrmals angepasst werden, und auch das Feld, seine Aktivitäten und Themen haben sich mit dem Zeitgeschehen verändert. Zukunftsfragen, soziale Unsicherheiten und die Forderung nach einem gesellschaftlichen Umdenken sind in der Öffentlichkeit präsenter geworden. Auch das soziale Verhalten hat sich durch die Pandemie nachhaltig verändert. Während die offensichtliche soziale Distanzierung (1,5 Meter) wieder kollektiv entwöhnt wurde, ist ein sozialer Rückzug nach wie vor zu beobachten, begleitet von einem großen technologischen und sozialen Schritt in Richtung Digitalisierung, unter anderem durch die verstärkte Etablierung von Homeoffice als anerkannte Arbeitsform. Diese Aspekte habe ich lediglich im Kontext der gestalterischen Verhandlung angerissen, jedoch nicht weiter problematisiert.

Nicht zuletzt ist die Untersuchung geprägt von meinen eigenen, persönlichen Erfahrungen, die zur Wahl und zum Interesse an der Fragestellung geführt haben. Damit ist aber auch ein gewisser Bias in der Beobachtung und Diskussion nicht auszuschließen. Zwar habe ich meine eigene Positionalität – den körperlich-sensorischen Zugang und die biografische Nähe zum Feld – als ein wichtiges Erkenntnismoment benannt, dennoch verzerrt sich dadurch auch das Bild, das ich zeichne. Zum einen gab es gewisse Vorannahmen, mit denen ich dem Untersuchungsgegenstand begegnet bin, wie etwa die Vermutung eines gemeinsamen Verständnisses von Zukunft oder die Annahme von ähnlichen körperlichen Wahrnehmungen und Fähigkeiten. Zum anderen ist es die persönliche Nähe zum Gegenstand, die sich durch die Feldbesuche verstärkt hat, aber bereits biografisch begründet war. So ist eine

persönliche Sympathie mit den wachstumskritischen Ansätzen der Projektgemeinschaften nicht von der Hand zu weisen. Ebenfalls durch meine biografische Sozialisierung begründet, haben die praktischen Einflüsse der Subsistenzwirtschaft, die durch eine DDR-Vergangenheit geprägt wurden, weniger Aufmerksamkeit bekommen, wie auch die Bedeutung kollektiver Autorschaft im Entwurf. Der Lockdown, den ich in Basel verbracht habe, und das zeitweise Ausreiseverbot aus der Schweiz haben hier unverhofft eine hilfreiche räumliche und soziale Distanz zum Untersuchungsfeld geschaffen.

Ein weiterer Punkt, der in dieser Untersuchung zu kurz gekommen ist, ist die geopolitische Situierung der Projektgemeinschaften. Durch den starken Fokus auf die Körperlichkeit der Praktiken und eine designkulturelle Fragestellung habe ich die unmittelbare Umgebung, etwa die Nachbarschaft und ihre Perspektiven auf die Transformationsansätze, nicht in der Analyse miteinbezogen. Auch konnte ich die räumliche Verortung in dieser Betrachtung nur anschnitten. Warum sich die Projekte gerade im ländlichen Raum gegründet haben und wie die geografische Verortung die Aktivitäten und Interessen der Gemeinschaften beeinflusst, konnte ich auch mit Blick auf das gesammelte Material nicht letztendlich beantworten. Dennoch möchte ich hier eine Vermutung äußern, die sich aus der Untersuchung ergeben hat. Die geografische Verortung der Initiativen im ländlichen Raum ist ein Begleitumstand der Interessen und Praktiken, die die Gemeinschaften verfolgen. Für ihre Aktivitäten, das Bauen und Proben alternativer, urbaner Lebensformen, benötigen sie Raum, der in Städten wie Berlin oder Hamburg knapp und zu teuer ist. Durch den Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs und der Netzausdehnung sowie eine gesteigerte Akzeptanz für mobile Arbeitsformen ist der ländliche Raum durch günstigen Wohnraum auch für urbane Lebensentwürfe attraktiv geworden. Das haben auch Gemeinden und öffentliche Einrichtungen erkannt, weshalb viele Initiativen gefördert werden. Inwiefern der ländliche Raum, etwa Brandenburg oder Mecklenburg-Vorpommern, damit zum Testgelände für urbane Zukünfte wird und welche gouvernementalen Interessen dabei verfolgt werden, müsste weiter untersucht werden.

Abschlussbetrachtung – Design als Vermittlerin einer Welt im Wandel

Mein grundlegendes Forschungsinteresse ist während der Zeit meines Projekts bestehen geblieben, jedoch hat die Erfahrung mit der Pandemie meinen Blickwinkel verändert. Ich bin quer durch

die Disziplinen gestreift, habe mich mit Akteur:innen im Feld unterhalten, ebenso wie mit Wissenschaftler:innen aus der Designanthropologie, den STS und der Assemblageforschung, der Entwurfs- und Planungsforschung, der Umweltgeschichte, dem Practical Turn in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Ich habe eigene Versuche (*material investigations*), Workshops und Situationen abseits des Feldes in meine Diskussion einbezogen, meine körperliche Wahrnehmung thematisiert, die ich mit anderen teile (Göbel/Prinz 2015, 12 f.; Schäfer 2016, 12), meine Forschungsbe-
 wegung als wesentlichen Teil des Erkenntnisprozesses begriffen (Jungnickel 2018) und meine eigene Positionalität zum Ausgangspunkt meiner Beobachtung gemacht (Mazé 2021). In der Untersuchung sind die Grenzen von *im Feld sein* und *nicht im Feld sein* verschwommen. Ebenso ist das Verschriftlichen meiner Beobachtungen, von den Feldnotizen bis schließlich zu diesem Text, Teil eines fortlaufenden Erkenntnisprozesses (Schmidt 2012, 31). Forschung und Erforschtes, Gegenstand und Methode sind in einem kontinuierlichen Erkenntnisprozess aneinander entstanden.

Um diese Perspektivverschiebungen nicht nur zum Gegenstand der Forschung zu machen, sondern auch in der eigenen Forschungspraxis zu reflektieren, habe ich einen Gedanken aufgenommen, den die Sozialwissenschaftlerin und Aktivistin Kat Jungnickel (2018) in ihrem Programm *making things, to make sense of things* skizziert hat. Dabei erzeuge ich das Wissen mit den Dingen über die Dinge. Es handelt sich um einen körperbezogenen Ansatz, in dem die Wahrnehmung als ein multisensorischer und mit anderen geteilter Erfahrungsraum verstanden wird. Die Sinne, als wesentliches Instrumentarium im Verständnis des sozialen Miteinanders, spielen selten eine Rolle dabei, wie wir über Gesellschaft reden (Jungnickel 2018, 494). Dabei sind sie gerade in kollektiven Aushandlungsprozessen von zentraler Bedeutung. Das Machen der Projektgemeinschaften ist eine kollektive Sinnerzeugung, die sich in den entstehenden Prototypen materialisiert. Das Bewusstsein für das „Machen“ der Gemeinschaften wie auch für das eigene Selbst begründet einen Forschungsansatz, der zum einen sensibel ist für multisensorische Zugänge und zum anderen ein Vokabular hervorbringt, das dessen Multimodalität abbildet (Genz/Tschoepe 2021) und Ambiguitäten des Erkenntnisprozesses zulässt (Law 2004).

Mit dieser Arbeit wollte ich erforschen, wie Projektgemeinschaften die Visionen einer Postwachstumsgesellschaft in Prototypen materialisieren. Dieser Frage habe ich mich zunächst praktisch genähert. Ich habe mir angeschaut, was die Gemeinschaften

tun, was sie bauen, basteln, organisieren und welche technischen Hilfsmittel sie verwenden. Wie meinte hier im ersten Schritt durch welche Praktiken und in welchen sozio-materiellen Gefügen, wie also operativ durch entwerfende Praktiken eine Vision entsteht. Wie fragt aber auch nach der Wirkung der Praktiken: Wie kommt es, dass Projektgemeinschaften prototypen, worauf reagieren sie und was passiert dabei? Die These, die ich daher ganz zu Beginn der Arbeit aufgestellt habe, war, dass die Projektgemeinschaften im Prototyping eine Welt im Wandel antizipieren. Im Entwerfen, Planen, Gestalten, Machen begegnen sie einer gesellschaftlichen Verunsicherung, die sie einerseits versuchen greifbar zu machen, um sie andererseits planvoll zu steuern. Meine These war daher, dass die Projektgemeinschaften das Design zur Vermittlerin einer ökosozialen Transformation gemacht haben.

In der Auslegung und Diskussion der Frage in den Empiriekapiteln hat sich die anfängliche These nur teilweise bestätigt. Die Akteur:innen entwickelten Praktiken, nutzten Werkzeuge und beanspruchten Raum, um ihre Visionen einer Postwachstumsgesellschaft zu entwerfen und sich in die Gestaltung der Gesellschaft einzubringen (Smith/Otto 2016, 3). So zeigte sich durchaus der Versuch, auf Zukunft einzuwirken, etwa durch Permakultur den Boden zu verbessern und nachhaltig wirtschaften zu können oder durch Komposttoiletten die Gewohnheiten des Toilettengangs zu stören und ein Bewusstsein für Ressourcenkreisläufe zu schaffen. Die Absicht, durch ein planvolles Steuern „eine Situation in eine bevorzugte zu verändern“ (Simon [1969] 1996, 111), ein Motiv des modernen Fortschritts, gaben die Akteur:innen jedoch gewissermaßen auf. Auch das zeigte sich in den Prototypen: Weder waren sie vollständig funktionsfähig, noch waren die Entwurfsprozesse abgeschlossen. In den Bildern, Plänen und Prototypen materialisierte sich vor dem Hintergrund einer drohenden Klimakrise dennoch die kollektive Vision einer zukünftigen Postwachstumsgesellschaft zum Anfassen aus Holz und Plastikcontainern. Das ermöglicht es den Projektgemeinschaften, sich mit den möglichen Anforderungen einer Zukunft des Weniger vertraut zu machen. Im Selbermachen gaben sie der Krise eine Materialität und überführten die Verunsicherung in eine kollektiv geteilte Wahrnehmungstradition. Mit der entschiedenen Vorläufigkeit antizipierten sie eine Welt im Wandel.

Kritik der Moderne

Eine Konsum- und Wachstumskritik an der Moderne ist nicht neu. Dass hier bekannte Motive der Gegenbewegung wie *global teilen, lokal handeln*, Dezentralisierung, Vernetzung, offenes Wissen usw. wieder hochgeholt werden, habe ich auch am Beispiel des 3D-Druckers gezeigt, sowie in der Beschreibung der Zukunft, die als lokal, kreislauffähig, nachhaltig, teilhabeorientiert imaginiert wird. Auch bleibt die Verunsicherung, die durch Workshops wie das Linsen sortieren oder Baum pflanzen beabsichtigt wird, eher im Rahmen des Erwartbaren. In der Tat muten die ländlichen Zukunftslabore eher wie neoromantische Idyllen an. Ich möchte jedoch nicht bewerten, ob es gelingt, die Moderne zu überwinden oder nicht. Eher beobachte ich in dieser Arbeit, dass sich eine gestalterische Haltung verändert: Das Selbermachen dient nicht mehr (allein) der Freizeitgestaltung oder der Verschönerung und Individualisierung des Eigenheims, sondern der Aneignung und Mitgestaltung einer möglichen Zukunft.

Eva Horn (2014) beschreibt, dass eine moderne Zeitordnung von der Vorstellung ausgeht, dass Zukunft eine lineare Konsequenz sei, ein quasi leerer Raum, der gestaltet werden kann. Durch die Erfahrung der gegenwärtigen Krisen würde diese moderne Zeitordnung nun zerbrechen. Es gibt nicht mehr nur eine Zukunft, und erst recht ist diese nicht als eine lineare Konsequenz der Gegenwart vorhersehbar oder gar messbar. Hierin liegen eine Verunsicherung und Ausdifferenzierung, mit der die Macher:innen versuchen umzugehen. Im Basteln, Bauen, Gärtnern, Graben erzeugen sie ein kollektives, präreflexives Verständnis der gegenwärtigen und kommenden Krisen, um sich körperlich, sinnlich und materiell mit den Anforderungen einer Zukunft des Weniger vertraut zu machen. Die unfertige Erscheinung der Prototypen bildet diese Suche ab.

Die Vorstellung einer prototypischen Gesellschaft „in beta“ (Corsín Jiménez 2017) betont die Notwendigkeit, dass eine spätmoderne Gesellschaft sich kontinuierlich neu erfinden muss. Das Motiv der Veränderung im Design, das die Spätmoderne prägt, hat die Position des Designs als dominante Kraft gesellschaftlicher Transformation gestärkt. Während im problem-solving der Spätmoderne jedoch die Annahme liegt, dass die Gegenwarts-gesellschaft mangelhaft ist und durch kreative, gestalterische und planerische Praktiken zukünftige, bessere Gesellschaften geformt werden können, behaupten die Projektgemeinschaften, dass bereits genug da ist, erfunden und gebaut wurde. Das Prototyping,

auch wenn auf Veränderung ausgerichtet, diene den Akteur:innen eher dem Verstehen der Gegenwart.

Sinnproduktion in einer Welt im Wandel

Wie bereits erwähnt, hat sich die anfängliche These durch die Untersuchung und die Diskussion der Beobachtungen ausdifferenziert. In der Diskussion der Beobachtungen hat sich gezeigt, dass gestalterische, kreative Praktiken des Selbermachens in der Tat eine zentrale Rolle in den Zukunftslaboren spielen. Es geht hier jedoch weniger um das planvolle Steuern, wie es in einem modernistischen Designverständnis (einer Praxis des Entwerfens) angelegt ist, sondern vielmehr um das Verstehen mithilfe gestalterischer, entwerfender Praktiken. Zwar materialisiert sich das Krisenwissen, das sich die Beteiligten im Machen erarbeiten, in Prototypen, in Workshopeinladungen, in Bauplänen, Inselgärten oder in Pappaufstellern. Es bleibt jedoch ein implizites, körperliches, das sich einem vollständigen, expliziten Verstehen entzieht. Die Kernüberlegungen der Arbeit ließen sich daher wie folgt zusammenfassen:

- (1) Im gemeinsamen Machen, also der sinnlich-körperlichen Auseinandersetzung mit den möglichen Anforderungen einer Postwachstums-gesellschaft, erarbeiten sich die Beteiligten überhaupt erst ein mögliches, zukünftiges Handlungswissen.
- (2) Im Selbermachen machen Projektgemeinschaften spekulative und gewünschte Zukünfte greifbar. Sie formen eine gemeinsame Vision davon, was eine Zukunft des Weniger sein könnte.
- (3) In ihren Prototypen und gebauten Strukturen versuchen sie, etablierte gesellschaftliche Verhältnisse zu reorganisieren. Genauer gesagt, erproben die Gemeinschaften, wie es wäre, die Wissensordnungen einer wachstumsorientierten Moderne durch eine low-tech DIY-Transformation zu ersetzen.
- (4) Was sich allerdings auch in der Diskussion gezeigt hat: Die gestalterischen Praktiken dienen hier weniger der planvollen Steuerung oder gar der Problemlösung, sondern eher dazu, sich mit einem „Problem“ auseinanderzusetzen.
- (5) Dabei erzeugen sie ein kollektives, präreflexives Verständnis der gegenwärtigen und kommenden Krisen, um sich körperlich, sinnlich und materiell mit den Anforderungen einer Zukunft des Weniger vertraut zu machen.

Die Verwendung gestalterischer Praktiken des Selbermachens, sei es in den Komposttoiletten der Projektgemeinschaften oder wie

zu Beginn auf meinem Balkon, zielt auf ein sensorisches Verstehen von Möglichkeiten und Widersprüchen ab. Indem sie mit vorhandenen Materialien und Werkzeugen tüfteln und Bestehendes neu zusammensetzen, hinterfragen die Akteur:innen die disziplinären Grenzen wissenschaftlicher Forschung – was kann man wissen angesichts einer Welt im Wandel und wer formt dieses Wissen? – und fordern so die institutionellen Grundlagen epistemischer Autorität heraus (Estalella/Criado 2019, 144). Damit machen die Akteur:innen das Design durchaus zur Vermittlerin des Wandels, allerdings unter anderen Vorzeichen.

Ontologische Umordnung

Die Kritik an einer modernistischen und anthropozentrischen Wissensordnung wurde in den vergangenen Jahren vermehrt von Designtheoretiker:innen aufgenommen. So fragen Colomina und Wigley: „Was ist, wenn Design nur insofern Design ist, als es die zeitgenössischen Definitionen des Menschen in Frage stellt?“² (Colomina/Wigley 2016, 123) Sie verstehen Gestaltung im Sinne einer durch Menschen gemachten Welt, womit die Domäne der Gestaltung aus einer Oberflächen- und Ästhetikdebatte gehebelt wird. Ähnlich kritisieren Midal wie auch Geiger den Fokus auf den Funktionalismus und eine industrielle Kultur in der Geschichtsschreibung des Designs, weshalb Midal eine pluralistische *New History of Design* (2019) entwirft und Geiger (2018) nach einer „andersmöglichen“ Geschichte sucht, die sie in den ästhetischen Gegenkulturen findet. Dieser Umbruch in der Beziehung zwischen Design und Gesellschaft kündigt sich auch in meiner Beobachtung an: In den Zukunftslaboren der Projektgemeinschaften wird das Labor in die Welt gebracht, um sie verstehend mitzugestalten und sich mit den Anforderungen einer Welt im Wandel vertraut zu machen.

Meine abschließende Überlegung ist daher, dass in den DIY-Praktiken der Projektgemeinschaften eine Neuordnung der Spätmoderne erprobt wird. Der ontologische Shift, den ich im Selbermachen von Postwachstumszukünften beobachte, bezieht sich auf die Designpraxis. Also nicht darauf, dass durch (also mithilfe von) Designpraktiken eine Veränderung der sozialen Ordnung hergestellt werden kann, sondern dass in Designpraktiken, im Machen, im Prototyping, sich das Formen einer sozialen Ordnung verändert. Nicht das Ergebnis verändert sich, sondern der Prozess. Es ist eine Aussage zur Designpraxis, in der ich ein grundlegendes Umdenken beobachte, eben weg vom konkreten Planen, hin zum kollektiven Aushandeln und Verstehen. Das begründe ich damit,

2 Eigene Übersetzung, Originaltext:

„What if design is only design inasmuch as it challenges contemporary definitions of human?“

dass die Artefakte und Prototypen nicht nur als passive Instrumente, sondern als aktive Aktanten oder Vermittler auftreten.

Entscheidend hierfür sehe ich das Erleben einer Welt im Wandel, das etablierte soziale Vorstellungen und geopolitische Verhältnisse verunsichert und geografische Grenzen verschoben hat. Die gegenwärtigen Krisenerfahrungen, Pandemie und Umweltkatastrophen haben die bestehenden Zeitordnungen der Moderne aufgebrochen. Der Soziologe Beck sieht in der spätmodernen Krisenerfahrung daher einen entscheidenden Wendepunkt: Wir verstehen, dass wir nicht die Welt sind, sondern in der Welt, wir erzeugen sie nicht, sondern sind Teil von ihr und stehen mit ihr in einer wechselseitigen Abhängigkeit (Beck 2017, 11). Komposttoilette, 3D-Drucker, Außenküche, Tiny House sind angesichts dieses Krisenbewusstseins nicht bloße Werkzeuge oder Rohstoffe eines geplanten Fortschritts. Die Designforschung muss anerkennen, dass einerseits die gegenwärtigen ökosozialen Probleme viel zu groß und komplex sind, um Gegenstand eines gestalterischen *problem-solving* zu werden, und dass andererseits in einer Welt im Wandel der Fortschrittsglaube einer modernistischen Gestaltung selbst in Frage steht. Eher werden die Prototypen in der Krisenbefragung der Projektgemeinschaften zu Vermittlern, Komplizen oder epistemischen Partnern.



Abb. 155/156/157: Knowing differently: Riechen am organischen Füllmaterial für ein Tiny House; beim Werkeln in der Holzwerkstatt der S27 Berlin dient der Körper als Messinstrument; auf der Suche nach einer geeigneten Webtechnik, um aus Fahrradschläuchen eine Sitzfläche zu bauen.

Beitrag zur Design(kultur)forschung und Ausblick

Zuletzt möchte ich noch auf den Beitrag zur Designforschung eingehen, da es ein zentrales Anliegen meiner Arbeit ist, hier einen Beitrag zu leisten und ich mich insbesondere an eine Designforschungs-Community richte. Wie ich anfangs erwähnt habe, verorte ich die Arbeit inhaltlich in der Designkulturforschung, die sich insbesondere mit den Konsum-, Entwurfs- und Produktionskulturen im Design beschäftigt. Ich bin davon überzeugt, dass Methoden und theoretische Konzepte der Designforschung, wie implizites Wissen, die Affektivität von Räumen und Dingen, die Frage nach Zukünftigkeit, usw., einen wesentlichen analytischen Beitrag zu aktuellen sozialen und kulturellen Fragestellungen liefern können. Eine kritische Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen geopolitischen Umständen und Transformationsbestrebungen sollte daher auch Aufgabe der Designforschung sein.

Designethnografie

Einen wesentlichen Beitrag der ethnografischen Studie sehe ich darin, dass sie eine Perspektive auf ein designkulturelles Phänomen öffnet jenseits der in der Designforschung dominanten Schauplätze, wie Kunst- und Designhochschulen, Kreativwirtschaft oder Designaktivismus. Das Selbermachen, das DIY, ist eine gestalterische Praxis, die im Designdiskurs häufig als Amateurdesign oder Basterei (Manzini 2015) abgewertet wird. Mit dieser Untersuchung fordere ich diese Grenzziehungen heraus. So nutzen die Projektgemeinschaften gezielt gestalterische Mittel und Entwurfsstrategien, um auf gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen einzuwirken. Die Akteur:innen betiteln sich mitunter selbst als Gestalter:innen, etwa als Permakulturdesigner:innen, oder Changemaker:innen. Auch sind Kreativitätstechniken und Design Thinking zentrale Themen in den Praktiken der Gemeinschaften. Sie bedienen sich gezielt des Motivs der Veränderung im Design. Da sie als Designer:innen aktivistisch agieren, ist eine Abgrenzung etwa zum Designaktivismus oder auch zum Social- und Transformationsdesign nicht haltbar. Auch haben einige Akteur:innen durchaus eine gestalterische Ausbildung (etwa Grafikdesignerin oder Produktdesignerin), die jedoch in diesem Rahmen nicht als solche ausgeführt wird.

Mit einer designethnografischen Untersuchung schlage ich daher einen integrativen Blick auf die konstitutive Bedeutung von Design für die gegenwärtige Gesellschaft vor: Die Untersuchung von Designkulturen ist erstens eine Gesellschaftsanalyse, in der

die komplexe Verflechtung von Markt, Produktion, Fortschritt, Kultur und Bedürfnissen sowie die darin vorhandenen Machtdynamiken und die Affekte, die sie hervorbringt, zusammengedacht werden – und zweitens ein ethnografisches Vorgehen als adäquate Methode in der Designforschung. Dabei unterstütze ich weniger den Versuch, das Design als eigene Wissenschaft zu legitimieren, als vielmehr die Überzeugung, dass eine designkulturelle Betrachtung die Frage nach der Produktion und Konstruktion von Gesellschaft im und durch Design und das Verständnis von sozialen Phänomenen erweitert, die bisher durch die Perspektiven der Politik, der Soziologie, der Psychologie oder der Anthropologie bestimmt wurden. Die Untersuchung von Designkulturen in ihren vielfältigen Bedeutungen ist vor allem eine Gesellschaftsanalyse, in der die komplexe Verflechtung von Markt, Produktion, Fortschritt, Kultur und Bedürfnissen gemeinsam betrachtet wird (Julier 2014). Design, in der Mannigfaltigkeit seiner Diskurse und Praktiken, verstehe ich wechselseitig konstitutiv mit gesellschaftlichen Entwicklungen. Der Einbezug einer designkulturellen Perspektive betont die Wechselbeziehung von Menschen und ihrer gebauten Umwelt und erweitert die Betrachtung sozialer Veränderungen durch Praktiken des Entwerfens.

Der Fokus auf die Praktiken der Projektgemeinschaften und damit auf das, was sie tun, das verkörperte Wissen, das sie dabei entwickeln, und die Materialität des Handelns, hat mir eine erweiterte Perspektive auf die Postwachstumsdebatte ermöglicht. Mit dem Blick auf die Postwachstumspraktiken wurden die Spannungen erst deutlich, die zur Kritik an der Postwachstumsvision und den vermeintlichen Widersprüchen der Transformationsansätze führen. Die Projektgemeinschaften sind in ihrem alltäglichen Handeln in ein spätmodernes Anforderungsprofil eingebettet, das sie versuchen zu dekonstruieren, auf das sie aber auch angewiesen sind, etwa wenn es um finanzielle Mittel geht oder wenn für die Wirksamkeit der Projektvorhaben mediale Aufmerksamkeitsstrategien genutzt werden. Die Postwachstumsvision wird daher häufig verkürzt als eine Fortführung neoliberaler, modernistischer Denkweisen missverstanden. Stattdessen zeigte sich aber in der Beobachtung der Praktiken, dass die Akteur:innen durchaus den Anspruch haben, grundlegend eine spätmoderne Lebensweise und Wertschöpfung zu hinterfragen, dass aber der Bruch mit dem Gewohnten eine komplexe, präreflexive Angelegenheit ist, die sich mitunter dem sprachlichen Zugriff entzieht. Die Berücksichtigung von Praktiken könnte daher sowohl die gesellschaftswissenschaftliche Diskussion um Postwachstums- und Transforma-

tionsansätze bereichern als auch im Transition Management von Gemeinden, das auf Bürgerbeteiligung setzt, einen sensibleren Umgang mit den Lebensrealitäten der Beteiligten fördern.

Deutschsprachige Designforschung

Ich halte die Auslegung gerade für einen deutschsprachigen Designdiskurs für wichtig, der nach wie vor versucht, eine Domäne des professionellen Designs von anderen Berufsgruppen abzugrenzen und dadurch einen hegemonialen Anspruch über Kreativität und Veränderung für sich zu behaupten. Während das Selbermachen (DIY Making) in den Kulturwissenschaften, den Human Computer Interaction Studies, den Critical Media Studies oder den Design Studies bereits ausführlich besprochen wurde, bekommt das Selbermachen als gestalterische Praxis in der deutschsprachigen Designforschung nach wie vor kaum Aufmerksamkeit. Dabei hat das Selbermachen über eine postkapitalistische Designpraxis hinaus noch weitere Anknüpfungspunkte zum Designdiskurs. So ist auffällig, dass die Ästhetik des Unfertigen und auch die explorierende Haltung des Selbermachens strategisch im Corporate Design eingesetzt werden, etwa zur Markenbildung oder auch im Vermittlungskontext, etwa in der Ausstellungsgestaltung. Diese enge Verzahnung von DIY und Design und die bewusst eingesetzte Semantik und Haltung eröffnen ein weitreichendes Untersuchungsfeld für die Designforschung.

Darüber hinaus ist die Praxis des Entwerfens im deutschsprachigen Designdiskurs stark an die Paradigmen von Fortschritt, Innovation, Zukunft und individueller Selbstentfaltung gebunden. Dies wurde auch in der Diskussion des DIY deutlich. Ein Blick jenseits westlich-kapitalistischer Gesellschaftsmodelle und Designtraditionen könnte hier den Diskurs bereichern. Insbesondere eine Auseinandersetzung mit den Entwurfspraktiken und Planungskollektiven der DDR könnte ein differenzierteres Verständnis der gesamtdeutschen Designlandschaft geben und auch eine gegenwärtige Beziehung zwischen Design und Gesellschaft erweitern. Ich möchte hier bewusst einen deutschsprachigen Designdiskurs stärken, da ich hier eine Perspektive sehe, lokale Spannungsfelder, die etwa aus der deutsch-deutschen Teilung oder der Gegenwartspolitik resultieren, besser adressieren zu können. Damit schafft ein designkultureller Blick einen Mehrwert für eine kultur- und sozialwissenschaftliche Betrachtung der Gegenwartsgesellschaft, der noch lange nicht abgeschlossen ist.

In der politischen Strategie von Gemeinden werden, wie ich in dieser Untersuchung feststellen konnte, kreative, flexible Formate wie Coworking-Spaces, Makerlabs oder FabLabs gerne als Abkürzung gesehen, um wirtschaftlichen Aufschwung zu generieren. Dafür werden die Formate als All-in-one-Lösungen verwendet, um eine Region attraktiv zu machen und ihr einen kreativen Anstrich zu verpassen. Hier werden Pilotprojekte durch öffentliche Mittel gefördert, die sich unternehmerisch aufstellen und eine messbare Wirkung erzielen können. Der ländliche Raum kann dabei zu einem bloßen Testlabor für urbane Lebensentwürfe reduziert und kulturelle Eigenheiten der Region und ein bestehendes Miteinander der Menschen vor Ort übersehen werden. Gerade in Nordostdeutschland, in Regionen der ehemaligen DDR, ist eine kultursensible Regionalentwicklung notwendig, um das soziale Auseinanderdriften und das Gefühl, abgehängt zu werden, nicht weiter zu befördern und dem vielleicht sogar entgegenzuwirken. In dieser Arbeit habe ich unterschiedliche Projekte berücksichtigt und habe problematisiert, dass der Druck, zu handeln, angesichts gegenwärtiger Krisen nicht nur für Gemeinden zunimmt, sondern auch für Individuen, die ein hohes Maß an Engagement und Beteiligungswillen zeigen. Ein erweiterter Begriff von Reallaboren als Zukunftslabore, der auch lose Netzwerke und Initiativen miteinbezieht, die aus den Regionen selbst kommen, könnte etwa einen niederschweligen Zugriff auf öffentliche Fördermittel vereinfachen und die überregionale Vernetzung unterstützen.

Die Untersuchung von Postwachstumspraktiken war ein fruchtbarer Nährboden, um Einblicke in die Transformation im ländlichen Raum zu erhalten. Postwachstum war hier, wie ich zeigen konnte, ein Sammelbegriff für unterschiedliche Visionen und Aktivitäten, aber auch ein Zugang zu lokalem Wissen. Anschließend an diese Untersuchung könnten die lokalen Besonderheiten der Postwachstumsdebatte weiter herausgearbeitet werden, um mehr über das Spannungsverhältnis zwischen den *urbanen Zukunftslaboren* und den ländlichen Kulturen zu erfahren. Ich habe mit dieser Arbeit das Phänomen lediglich angeschnitten und gezeigt, wie vielfältig die Aktivitäten und Ansätze der Projekte für einen gesellschaftlichen Wandel sind. Zukünftige Forschung könnte die Überlegung weiterführen, um die Dynamik der Initiativen und ihre Nutzung des ländlichen Raums weiter zu diskutieren. Hier könnten einerseits ein quantitativer Ansatz und strukturierte Interviews einen umfassenden Überblick der an der

Transformation des ländlichen Raums beteiligten Aktanten geben oder auch die Wirkung öffentlicher Fördermittel sichtbar machen.

Andererseits wäre ein praxisbasierter Forschungsansatz denkbar, um weiter herauszuarbeiten, welches lokale Wissen, etwa Suffizienzwissen über Reparatur und Instandhaltung von Gebrauchsgütern, womöglich in der Region verankert ist, oder auch um die Entwurfspraktiken und Planungskollektive der DDR als Gegenmodell zum Design Thinking zu rekonstruieren. Weiter ermöglicht das Machen als Praxis kultureller Kritik zu überprüfen, wer und was in der dominanten Erzählung einer „mangelhaften Region“ nicht berücksichtigt wird und welche mitunter ganz anderen Perspektiven auf die Krisen der Gegenwart erzählt werden können.



**Wer gestaltet die Postwachstumstransformation?
Und was transformiert die Gestaltung?**

Abb 158: Halle im Umbau, WBZ.